

Die Welt des Schweigens

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **53 (1948-1949)**

Heft 6

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-315460>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

her rollt. Es war ein ungleichmäßiges und unbeholfenes Gewebe von unzähligen aneinandergereihten Maschen: von langgezogenen, traurigen, durch die man den kleinen Finger hätte stecken können, und dann wieder von engen und harten, um die ich verbissen gekämpft hatte, weil die Wolle nicht um meine kleinen, verschwitzten Finger laufen wollte.

Aber ich biß auf die Zähne: — Inestäche — umeschlah, usezieh und abelah. — Der Faden schnitt ins Fleisch, die spitze Nadel zerstach den linken Zeigefinger. Aber bei jeder Masche dachte ich an die Mutter, in jeder Masche hatte ich sie lieb. Und wie ich dann den Lappen am Weihnachtsabend endlich fertiggestrickt hatte und ihn unter meinem Jöppchen aus der fremden Bauernstube über das frostige Gras nach Hause trug, da schien mir, als könnte ich nie mehr so viel eng gewobene Liebe zu meiner Mutter tragen wie jetzt, nie mehr so viel treue innerste Wärme . . .

Ich weiß nicht, wie lange ich eigentlich gestrickt habe in jener Nacht. Ich empfand überhaupt keine Zeit. Ich vergaß auch, daß meine Hände größer geworden waren und daß die Augen, die sich jetzt um die Lismete mühten, einige Jahrzehnte in die Welt geblickt hatten und nicht mehr auf Stricknadeln. Ich sah auch die Stube nicht, in der ich saß. Nur den Faden sah ich vor mir, der vom Wunderknäuel in meine Hände lief und mir auf schmalster Brücke vergessene Wege herüberreichte, ein großes Haus mit dunklen Fenstern, einem Birnbaum, von dem die Finken zu uns an die Scheiben herüberflogen nach dem ersten Frost, und eine Mutter, zu der ich mich einst geflüchtet, wenn ich kalte Hände hatte.

Als ich aus meinem Traum erwachte, streckte der Hampelmann seinen rechten Arm aus der Wolle. Der Wunderknäuel machte eine jähe Wendung und fiel zu Boden.

Ich habe ihn daraufhin sorgfältig aufgehoben und ins Körbchen gelegt. Und es war mir, als höbe ich mit ihm eine ganze Jugend auf und versorgte sie, ganz still in der Nacht, im Gedanken, daß am Morgen mein Kind daran weiterstrickt, mit kleineren Fingern und mit weniger Heimweh.

Aus der sechsten Gabe des «Kunstkamins Winterthur». Ernst Kappeler: *Der Wunderknäuel*, erschienen auf Weihnachten 1948, in 500 nummerierten Exemplaren. Verlag A. Vogel, Winterthur. Fr. 4.—. Ein Büchlein, in dessen Schlichtheit wahres Können und wahre Größe liegen.

Die Welt des Schweigens

. . . Auch in den späteren Zeiten, wo Wort mit Wort und Ding mit Ding andauernd manipuliert werden, ist es doch immer dem Dichter möglich, die Einheit von Wort und Ding so herzustellen, als hätten sich beide zum erstenmal und für immer getroffen und als erzählten die Dinge das, was sie sind, durch ihr pures Dasein, ohne daß das Wort es vermittelte. Bei Johann Peter Hebel ist es so, in seinem «Schatzkästlein». Es ist hier, als hätten sich die Dinge aus einer lauten, zerstörten und zerstörenden Welt geflüchtet in ein verstecktes Tal und als erzählten sie dort einander von sich selbst, wie wenn es keine Menschen gäbe, die ihnen zuhörten, die Zeit sich mit Erinnerungen und Späßen vertreibend und wartend hier, im versteckten Tal, daß die Welt wiederkehre, in der das jeden Augenblick geschieht, was auch ihnen einst geschah: daß das Wort sie festhalte gegen die falsche und unnütze Bewegung, die Manipulation.

Es gibt heute den schweigenden Menschen nicht mehr, es gibt nicht einmal mehr den Unterschied zwischen dem Redenden und Nichtredenden. Und weil es den Schweigenden nicht mehr gibt, so gibt es auch nicht mehr den Zuhörenden, der Mensch kann heute nicht mehr zuhören, und weil er nicht mehr zuhören kann, so kann er auch nicht mehr erzählen, denn Zuhören und Erzählen gehören zueinander, sie sind eine Einheit. Aus den Geschichten des « Schatzkästleins » von Johann Peter Hebel aber hört man nicht nur den Erzähler, man hört auch das Schweigen der Zuhörenden, und man hört, wie, nach diesem Schweigen, der Zuhörende nun selbst anfängt, eine Geschichte zu erzählen, Zuhören und Erzählen wechseln miteinander ab.

Aus: Max Picard, *Die Welt des Schweigens*, Eugen-Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich, Fr. 13.80, einem Buche, das uns Menschen der Unruhe und des Lärms Labsal der Seele bedeutet, geschrieben in einer Sprache, deren Schönheit und Gepflegtheit das Wort dahin stellt, wohin es eigentlich gehört.

Spruch Menschen, dies eine sollt ihr erfassen:
Liebe ist größer, ist größer denn Hassen.
Betet um Liebe, es braucht sie die Welt!
Ohne die Liebe alles zerfällt.

Emma Vogel.

Anderen und sich Freude schenken

Das tut man ohne Zweifel mit einem guten Buche. Und der Tisch ist ja auch dieses Jahr so reich gedeckt, daß man versucht ist, einmal — wenigstens für ein paar Monate — in einer Einöde zu verschwinden, um zu schöpfen, sich zu füllen und in sich zu verarbeiten, was einem Schönes geboten wird.

Da hat *Hermann Böschenstein*, der als Germanist an der Universität Toronto in Kanada wirkt, die wesentlichen Merkmale im Leben und Werk *Gottfried Kellers*, die humane Einstellung und das tiefe Verantwortungsgefühl der Mitwelt gegenüber, die persönliche Veranlagung und unter den Fügungen des Schicksals vor allem *Kellers* Ausländerlebnis aufgerollt in seinem bedeutenden Buche

Gottfried Keller, Grundzüge seines Lebens und Werkes, Verlag Paul Haupt, Bern, Fr. 12.—.

Von *Robert Faesi*, dem feinsinnigen Dichter, ist in zweiter, erweiterter Ausgabe seine vollendete Monographie

Conrad Ferdinand Meyer, Verlag Huber & Co., Frauenfeld, Fr. 7.80,

erschienen, die füglich als hoher geistiger Genuß angesprochen werden darf.

Zum 50. Todestage des Dichters liegt auch der Briefwechsel

Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Kinkel, ihre persönlichen Beziehungen auf Grund ihres Briefwechsels, dargestellt von *Emil Bebler*, Rascher-Verlag, Zürich, Fr. 15.—,

vor uns, ein interessantes Buch, in prächtiger Ausstattung, bereichert durch vier Kunstdrucktafeln und vier Faksimilebriefe, das die Berührung und das